

Dieser Band wurde umweltfreundlich gedruckt:

- auf 100% Recyclingpapier, FSC-zertifiziert mit dem Blauen Engel
- mit mineralölfreien Druckfarben ohne Isopropanol
- ohne Folie kaschiertes Cover
- uneingeschweißt



Umfassende Nachhaltigkeit in Bezug auf natürliche Ressourcen und soziales Miteinander ist Verlagskonzept: Strom und Gas für das Büro beziehen wir über Green Planet Energy, wir reparieren, statt neu zu kaufen, unser Bürobedarf ist ökologisch, und wir versuchen alle Arbeitsprozesse möglichst fair zu gestalten. Wir setzen uns ein für ein wertschätzendes und ressourcenschonendes Sein in Welt.

Maurits de Bruijn: Wie ich merkte, dass die Shoah nachts an meinem Bett steht.
Eine autobiografische Erzählung.

Originaltitel: Ook mijn Holocaust. Een reisverslag van 6 dagen en 35 jaar.

© Maurits de Bruijn 2020.

Erschienen bei DAS MAG UITGEVERS, Amsterdam.

Der Verlag bedankt sich für die Förderung der Übersetzung durch die Niederländische Literaturstiftung.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde im Rahmen des Programms »NEUSTART KULTUR« aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzungsfonds gefördert.

1. Auflage, Hiddensee: w_orten & meer, 2023

ISBN 978-3-945644-36-2

Übersetzung: Lisa Mensing – www.lisamensing.de

Cover und Satz: Zanko Loreck – www.zankoloreck.de

Druck: Oktoberdruck GmbH, Grenzgrabenstraße 4, 13053 Berlin

© w_orten & meer GmbH, Hiddensee 2023

Verlag für verbindendes diskriminierungskritisches Handeln

Süderende 86, 18565 Insel Hiddensee

kontakt@wortenundmeer.net

www.wortenundmeer.net

Lese-Exemplar

Maurits de Bruijn

Wie ich merkte, dass die Shoah
nachts an meinem Bett steht

Eine autobiografische Erzählung

Aus dem Niederländischen von Lisa Mensing

Lese-Exemplar

w_orten
& meer

Maasland
Freitag, 13. März 2020

Lese-Exemplar

Ich fahre im schwarzen Volvo meines Vaters zu meinem Elternhaus. Das Auto riecht nach Auto, der Schaltknüppel ist störrisch, auf den Ledersitzen liegen Kissen. Mein Vater ist im Ausland, das Virus zwingt ihn, dortzubleiben. Er ist lungenkrank, fliegen wäre zu gefährlich und bald macht Spanien die Grenzen dicht. Wenn mein Vater nicht da ist, schläft meine Mutter fast jede Nacht bei einem meiner Brüder – bei dem Bruder, der geblieben ist. Er wohnt immer noch im Dorf und hat seinen Schuppen zum Gästehäuschen umgebaut, damit sie dort einen Platz hat. Er macht mehr als ich und ich glaube, wir wissen beide, dass sich das nicht ändern wird.

Wenn meine Mutter nicht bei meinem Bruder schläft, legt sie ihr schweres Kopfkissen auf die Rückbank ihres Toyotas und fährt zu Freundinnen, die das Gästebett für sie gemacht haben. An Tagen, an denen sie meinem Bruder oder ihren Freundinnen nicht zur Last fallen will, schickt sie mir ihre typischen Stakkato-Nachrichten.

Am WE Zeit vorbeizukommen
Meld dich wegen der Uhrzeit
Schreib wenn du losfährst

Ich fahre ins Dorf, am Loch vorbei, das die Kirche hinterlassen hat, und an den Neubauwohnungen, die den Platz meiner Grundschule eingenommen haben. Erst seit Kurzem nehme ich die Schönheit des Dorfes wahr. Ich habe jetzt genauso lange hier gewohnt, wie ich nicht hier gewohnt habe. Vielleicht haben die zweiten achtzehn Jahre die ersten achtzehn Jahre überschrieben, wodurch ich das Dorf jetzt als Tourist wahrnehmen kann.

Ich halte an, schlage zweimal ein und das Auto ist geparkt, ich gähne. Immer, wenn ich im Dorf ankomme, werde ich unglaublich müde. Ich weiß nicht, ob ich bei der Ankunft einer Erschöpfung nachgebe, die ich normalerweise unterdrücke, oder ob die Müdigkeit zuschlägt, weil das Zurückkommen einer Pflicht gleicht, weil hier immer etwas von mir erwartet wird.

Vielleicht bin ich müde, weil ich mir das Virus eingefangen habe, das kann natürlich auch sein. Als ich meiner Mutter sagte, es sei vielleicht keine gute Idee, vorbeizukommen, schob sie meine Bedenken beiseite: »Ich habe reichlich Vitamin C im Haus.«

Die Hintertür ist abgeschlossen. Das macht meine Mutter so, seit wir ausgezogen sind. Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen, habe nicht einmal einen Schlüssel. Durch die breite Schiebetür sehe ich meine Mutter auf dem Sofa sitzen, ich weiß, dass sie Netflix schaut. Alle Serien, in die sie reingesogen wird, nennt sie Filme, wahrscheinlich wegen der hohen Produktionsqualität.

Sie sitzt nur ein paar Meter entfernt, aber sie hört mich nicht, als ich sie rufe, an die Scheibe klopfe. Ich klinge bei ihr durch, sie

schaut aufs Handy, dreht sich zur Hintertür, zu mir, und lacht. Das Haus riecht anders, seit ich hier nicht mehr wohne. Nach Kamin und Glasreiniger. Auch die Möbel sind nicht mehr die, zwischen denen ich aufgewachsen bin. Die Fliesen meiner Jugend waren quadratisch, zwanzig mal zwanzig Zentimeter, braunbeige, dazwischen eine grobe Furche, die sich rau anfühlte, wenn ich mit der Hand darüberfuhr. Ich erinnere mich besser an die Böden und Teppiche meiner Jugend als an die Gegenstände, die auf diesen Böden standen. Seit der Renovierung liegt hier weißer Marmor. Meine Mutter hat Mangos und Avocados gekauft, weil sie weiß, dass ich so was mag. Sie fragt, ob ich rauchen möchte.

Das machen wir im Hauswirtschaftsraum, in dem mittlerweile keine Fritteuse mehr steht, sondern ein Airfryer. Im Rest des Hauses herrscht wegen der Lunge meines Vaters seit ein paar Jahren Rauchverbot. Neben dem antiken Schrank steht ein großes, leuchtend blaues Gerät, das die Luft filtert. Das Ding springt an, wenn Fleisch gebraten wird oder wenn wir uns im angrenzenden Zimmer eine Zigarette anstecken. Manchmal glaube ich, der Kummer meines Vaters hat sich in seinen Lungen eingenistet.

Die Wände des Hauswirtschaftsraums waren bis letztes Jahr mit Postkarten beklebt. Das war ein Projekt meines Vaters. Doch es kamen so viele Trauerkarten und so wenig andere Post, dass der Raum makaber wirkte. Inzwischen wurden die Wände vom Papier befreit und gestrichen. Cremefarben.

Meine Mutter trägt einen Jogginganzug, der ihr gut steht. Der war teuer, sagt sie. Viel zu teuer. »Schade, dass meine Frisur so schlecht sitzt.« Sie müsse dringend zum Frisiersalon. Als wir den Hauswirtschaftsraum verlassen, fragt meine Mutter, ob ich ihr bei einer Sache am Computer helfen kann.

»Ich bekomme Geld von der Bahn, aber ich weiß nicht, wie ich das anstellen muss.«

Meine Mutter bekommt Geld von den NS, den Niederländischen Eisenbahnen, weil das Unternehmen während des Kriegs von den Nazis für die Deportation von Jüd*innen, Rom*nja, Sinti*zze, Homosexuellen und Menschen aus dem Widerstand bezahlt wurde. Sofern die Niederländ*erinnen nicht selbst für ihre Reise nach Westerbork bezahlt haben. Fünf Gulden pro Person kosteten die Zugtickets für meine Großeltern und ihre beiden Töchter.

Insgesamt haben die Niederländischen Eisenbahngesellschaften ungefähr zweieinhalb Millionen Gulden am Krieg verdient. Nachdem der ehemalige Physiotherapeut von Ajax Amsterdam, Salo Muller, dreieinhalb Jahre um eine offizielle Entschuldigung gekämpft hatte, wurde er erhört. Seit August 2019 ist es möglich, eine Entschädigung zu beantragen, allerdings leben kaum noch Menschen, die dieses Geld für sich beanspruchen können.

»Ich bekomme viel, weißt du. Ich glaube, ich bekomme richtig viel.« Meine Mutter reagiert auf alles, was sie nicht weiß, hoffnungsvoll.

Mit einem komischen Gefühl rufe ich die Seite der niederländischen Bahn auf. Nirgendwo ein Button, auf dem »Holocaustopfer« steht. Ich google den Namen der Kommission, die sich um die Auszahlung kümmert, und finde die schlichte Website in schwarz-weiß, die für die Antragstell*erinnen angelegt wurde. Während ich das Formular ausfülle, geht meine Mutter kochen. Als sie an mir vorbeikommt, greift sie mich an den Schultern und sagt: »Wenn wir das Geld bekommen, kaufe ich dir ein neues Sofa.«

Die Bestimmungen suggerieren, dass es Abstufungen in Bezug auf den erlittenen Schaden gibt. Kein Leid entspricht dem anderen, hat die Kommission beschlossen. War die Person, die einen Antrag

stellt, in einem Konzentrationslager inhaftiert, erhält die Person mehr als Hinterbliebene. Hinterbliebene sind eingeteilt in Witwen, Witwer und Kinder. Meine Mutter gehört zur letzten Kategorie. Sie bekommt nicht so viel Geld, wie sie dachte, aber wirkt nicht enttäuscht. Meine Mutter bekommt 7.500 Euro für den Transport ihrer Mutter, und 7.500 Euro für den Transport ihres Vaters. Für die Deportation ihrer beiden Schwestern bekommt sie nichts. Bei Antragstell*erinnen höheren Alters versucht die Kommission, die Anträge schneller zu bearbeiten. Ich erkläre meiner Mutter, dass sie dafür wahrscheinlich gerade noch zu jung ist.

Wir sind uns einig, meine Mutter und ich. Es ist absurd, dass bald 15.000 Euro auf ihrem Konto eingehen als Entschädigung für die Deportation der Familie, in die sie geboren wurde. Die Annahme, Geld müsse ein Trost sein, ist vielmehr eine Beleidigung als eine Entschuldigung. Vielleicht ist das nicht die Intention und es geht darum, dass die niederländische Bahn ihre Einkünfte von damals wieder zurückzahlt, vielleicht besteht die Entschuldigung darin, eine Ungerechtigkeit rückgängig zu machen. Aber diese Ungerechtigkeit ist Teil einer Kette von Ungerechtigkeiten. Das Rückgängigmachen hat keinen Effekt. Diese Geste zeigt nicht, dass der Schmerz verstanden wird, sondern wie unumkehrbar und ungreifbar er ist. Eine Familie verlieren und dafür ein Sofa bekommen.

Auf dem Tisch steht eine Tasse von der penetrant fröhlichen Marke Blond mit altem Tee. Meine Mutter hat abgesehen von diesem Geschirr einen guten Geschmack. Sie merkt, dass die Tasse kaum gewürdigt wird. Deshalb ist sie immer auf Komplimente aus, wenn sie sie aus dem Schrank holt.

Die Tasse meiner Mutter erinnert mich an ein ähnlich penetran-tes Exemplar. Vor Kurzem habe ich zwei Monate lang in der Woh-

nung eines Freundes gewohnt. Ich lieh mir sein Leben aus: Ich frühstückte an seinem Küchentisch, kochte auf seinem Herd, schlief in seinem Bett, goss seine Pflanzen und las seine Bücher. Im Küchenschrank stand eine weiße Tasse mit einer Swastika. Keine hinduistische oder buddhistische, keine unschuldige, sondern tatsächlich das Hakenkreuz der Nazis. Ich nahm den Becher und sah mir die Unterseite an, fand dort den Adler. Ich wusste, dass mein Freund kein Nazisympathisant war, ich wusste, dass er sich gerne ironisch gab, genau wie viele andere Millennials. Wir kannten uns außerdem von der Kunstakademie, unsere Ausbildung inspirierte so einige Studierende zum Brechen von Regeln. Trotzdem markierte die Tasse eine Grenze zwischen ihm und mir.

Als ich einer Freundin von der Tasse erzählte, ihr das Ding zeigte und sagte, wie widerwärtig ich es fand, zerschmetterte sie die Nazitasse ohne zu zögern auf den Fliesen meiner Übergangswohnung. Ich lachte, bevor ich Kehrblech und Besen holte.

Wenig später kam der Bewohner der Wohnung aus dem Urlaub zurück. Ich erzählte von der Freundin und der Tasse, die nicht mehr zu reparieren war. Der Freund setzte sich anders hin, blinzelte einige Male.

»Du weißt schon, dass ich kein Nazi bin«, sagte der Freund. »Aber ich habe sie selbst gekauft. Online. Und sie war sogar ziemlich teuer. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber das sollte wohl ein Original sein.«

Die Tasse faszinierte ihn, weil sie für Gedankengut stand, das in seinem Küchenschrank unmöglich das bedeuten konnte, was es einmal bedeutet hatte. Dass es überhaupt einmal Symbole gegeben hatte, die so viel anrichten konnten, oder in deren Namen so viel angerichtet worden war, fand er spannend. Und tatsächlich war es ein ironischer Kauf gewesen. Er hatte ironisch eine Website besucht,

wo er ironische Euros gegen ein ironisches Paket eingetauscht hatte, das Wochen später ankam und das er ironisch seinen ironischen Freund*innen zeigte.

»Ich hätte nicht gedacht, dass dir das was ausmachen würde«, sagte der Freund.

»Tja, ich hätte auch nicht gedacht, dass mir das was ausmachen würde«, antwortete ich.

»Schon komisch. Ich weiß ja über deine Familie Bescheid. Über deine Mutter.«

Ich hätte dem Freund damals deutlich machen müssen, dass es nicht nur die Geschichte meiner Mutter ist, sondern dass sie genauso zu mir gehört. Das hätte ich ihm nicht nur an jenem Tag sagen müssen, sondern schon früher. Von klein auf hätte ich das deutlich machen müssen. Und ich muss lernen, meine Grenzen aufzuzeigen, findet mein Psychologe. Da hat mein Psychologe recht.

Die Geschichte der Shoah wurde schon unzählige Male erzählt, als unentbehrlicher Bestandteil unserer nationalen Identität vollständig annektiert. Dadurch ist die Geschichte verschlissen, sie weckt Widerwillen und Ermüdung, hat Faszination entstehen lassen. Die Filmindustrie, Weltliteratur und Bildungsstätten haben uns hunderttausende Stunden Holocaustgeschichten vorgesetzt. Dadurch wird dieser spezifische Teil unserer Geschichte als eine unmissverständliche Erzählung über Gut und Böse aufrechterhalten. Und genau diese Unmissverständlichkeit scheint es zu sein, die Widerstand weckt und Menschen die Grenzen von Gut und Böse austesten lässt. Kein Mensch will vorgeschrieben bekommen, was gedacht oder gefühlt werden soll. Kein Mensch will sich einem absoluten Blick auf die Vergangenheit fügen. Was uns in mundgerechten Portionen aufgetischt wird, muss ausgetestet werden. Der politischen Korrektheit muss getrotzt werden. Zur Not mit Tassen.

»Soll ich dir die Tasse bezahlen?«, fragte ich den Freund, in dessen Wohnung ich zwei Monate lang gelebt hatte.

»Nein«, sagte er. »Das ist nicht nötig.«

Holocaustermüdung. Das Wort existiert, und die Haltung, die sich dahinter verbirgt, auch. Meiner Mutter kann ich das nicht sagen, genauso wenig, wie ich ihr von der Tasse erzählen kann, ihr nicht sagen kann, dass ihr Schmerz vom Zeitgeist abgehängt wird, dass es Menschen gibt, die die Nase voll von Holocaustopfern haben. Dass sich eine Generation erhoben hat, die 1940–45 nur noch von Straßenschildern und Schwarz-Weiß-Fotos kennt; aber was meine Mutter durchgemacht hat, immer noch jeden Tag durchmacht, ist in Farbe passiert, passiert immer noch in Farbe.

Als Antwort auf diese Ironie und um dem Abstand von 75 Jahren etwas entgegensetzen, muss nicht nur die Geschichte meiner Mutter erzählt werden, sondern auch meine. Jetzt, wo meine Mutter noch lebt, noch dazu fähig ist, hässliche Tassen zu kaufen und viel zu üppige Mahlzeiten für mich zu kochen.

Heute gibt es selbstgemachtes Schawarma. Auf dem Tisch stehen außerdem Blumenkohl, Kartoffeln, Pizzabrötchen, Linsensuppe und Bohnen. Sie kann es nicht bei einem Gericht belassen, da ist einfach zu viel Liebe.

Ich erzähle ihr nicht von der Nazitasse. Ich habe den Hang, sie zu schonen, und diesem Hang gebe ich nach, aber ich sage immerhin, dass ich die Blond-Tasse, die auf dem Tisch steht, potthässlich finde.

»Also, ich finde sie schön«, sagt sie. »Ja, ich finde sie wirklich schön.«

»Macht dir das Virus eigentlich Angst, Mama?«

»Das wird schon alles, oder?«

»Ja, das glaube ich auch. Es ist nur so komisch, dass Papa eine Lungenkrankheit hat und du nicht allein sein kannst. Das sind genau die zwei Sachen, die gerade unpraktisch sind.«

»Das fand ich schon länger unpraktisch.« Meine Mutter löffelt sich Knoblauchsoße auf den Teller und sagt dabei, wie lecker sie die findet, die könne sie den ganzen Tag essen. Ihrer Art der Kommunikation ist kaum zu folgen, aber ich bin geübt, ich sehe, wie sich ihr Blick verändert und weiß, dass ihr ein neuer Gedanke kommt. »Ich habe irgendwo mal ein Foto gesehen«, sagt sie, »auf dem bin ich ungefähr zwei Jahre alt. Und ich strecke meine Hand in die Luft.«

»Das Foto habe ich, Mama. Das steht bei mir zu Hause.«

»Ach ja«, sagt sie. »Stimmt ja. Nun, auf dem Foto greife ich nach dem Himmel, weil ich froh bin, draußen zu sein. Ich war davor schon mal draußen. Im Laufstall, der stand im Sonnenlicht im Garten. Und dann ging eine Person vorbei und sagte: ›Das ist ein jüdisches Kind.‹ Danach wurde der Laufstall nicht mehr rausgestellt.«

Auch Jahre nach dem Krieg wurde meine Mutter von anderen an ihre Zeit drinnen erinnert.

»Die Leute sahen mir hier in Maasland nach und nannten mich Jüdin. Und wenn sie das taten, dann dachte ich: ›Ach ja, stimmt ja.‹ Ich hatte schon wieder vergessen, dass ich jüdisch war.«

Es erinnert mich an all die Male, die ich früher als Mädchen oder Schwuchtel beschimpft wurde. Oft dachte ich dann: »Stimmt schon, ich bin anders, ich gehöre nicht dazu«, genau wie eine*n das eigene Spiegelbild an die neue Frisur erinnern kann.

Meine Mutter erzählt mir, dass sie ihren Eltern die Schmährufe früher verschwiegen hat. Genauso erzählte ich ihr und meinem Vater nichts von den Schikanen auf dem Schulhof. Vielleicht hat sie mir diese Widerstandsfähigkeit, das ständige Schonen, das Runter-

schlucken vom Schmerz beigebracht, ohne es zu wollen oder sich dessen bewusst zu sein.

Eine Konfrontation mit ihrer jüdischen Identität war eine Konfrontation mit all dem Unbegreiflichen, mit Schmerz. Auch in meinen Augen bedeutete jüdisch sein: Krieg, Ausschluss, Hass, Deportation. Das Wort war mit einem unermesslichen Kummer verflochten, auf den ich keinen Anspruch erhob, bei dem ich nur danebenstehen, auf dem Schoß sitzen konnte, den ich versuchte, zu trösten. Kummer, der zu meiner Mutter gehörte. Bis ich zwölf war, bis ich langsam begriff, dass alles, was meiner Mutter zugestoßen war, auch mir zugesetzt hatte.

»Weißt du, wann ich mich zum ersten Mal jüdisch gefühlt habe?«, frage ich. Meine Mutter betrachtet durch die Brille den Blumenkohl, nimmt sich etwas davon.

»Als deine Nase größer wurde?«

»Auch. Aber schon davor. In Israel, als ich mit Papa dort war. Mit zwölf.«

Es waren sechs Tage, in denen ich herausfand, dass mein Platz in der Welt schon vorbestimmt war, dass es ein Narrativ gibt, in dem nicht nur meine Mutter jüdisch war, sondern auch ich. Ich lernte in jenen Herbstferien, dass es mehr gibt als das jüdische Opfersein, mir offenbarte sich eine ganze jüdische Kultur. An diesen sechs Tagen begann ein Selbstfindungsprozess, der anscheinend nicht in meinem Elternhaus hatte stattfinden können, und mir wurde klar, dass der Krieg nicht bei meiner Mutter aufhörte. Dort, in Israel, fand ich heraus, welche Bedeutung ihre Geschichte für mich hatte.

Ich habe ein schlechtes Gedächtnis, wir alle haben ein schlechtes Gedächtnis. Es wird gesagt, das sei ein Symptom von Traumata. Wenn meine Familie von früher spricht, gelingt es uns nie, die Geschichte richtig zusammenzusetzen. Aber die sechs Tage bilden eine

Ausnahme, die habe ich immer noch deutlich vor Augen. Ich kann problemlos zurück zu meinem zwölfjährigen Ich reisen, als befände sich genau dort ein Loch in der Zeit. Indem ich zurückblicke, will ich herausfinden, wo die Geschichte meiner Mutter aufhört, und meine beginnt.

Die Leute glauben, sie würden den Krieg kennen, einige haben ihn sogar satt, ohne zu wissen, was er angerichtet hat. Wenn ich meinen Schmerz nicht entschlüsseln und begreifbar machen kann, weiß kein Mensch, dass er noch weiterwuchert, wissen die Generationen nach mir nicht, was mit ihnen geschieht, wenn die Shoah auch in ihnen erwacht.